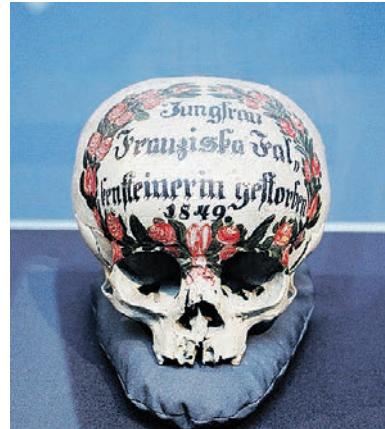


KOPFARBEIT:
TIZ SCHAFFER

Eigentlich haben wir heutzutage einen durchaus hinterfragenswerten Umgang mit unseren sterblichen Überresten, demgemäß auch mit unserem Schädel. Nachdem uns das letzte Stündlein geschlagen hat, werden wir flugs unter die Erde verfrachtet – man nennt das dann pietätvoll Begräbnis. Dabei ließe sich mit dem menschlichen Schädel, gerade in Zeiten der Nachhaltigkeit, allerlei Sinnvolles anstellen. Die Neandertaler etwa verwendeten die Schädelkächer ihrer Artgenossen als Schalen für Speis und Trank, die Tibetaner bastelten sich im 19. Jahrhundert Schädeltrommeln, um ihre tantrischen Riten zu befeuern; und die Andamaner, ein südostasiatischer Stamm, trugen die Totenköpfe, manchmal auch die Unterkiefer ihrer Verstorbenen ganz einfach als Schmuck – oft kunstvoll mit Muscheln oder Perlen verziert.

Dass die Ausstellung „Faszination Schädel – Der Kult um den Kopf“ dieser Tage in der Kunsthalle Leoben nun überhaupt zu sehen ist, hat mehrere Gründe. Zum einen wurde die opulente Schädelammlung eines gewissen Gabriel von Max, eines im 19. Jahrhundert lebenden Künstlers und Darwinisten, vor einigen Jahren wiederentdeckt. Sie galt nach dem Krieg als verschollen. Da sie zuvor im Besitz des Reiss-Engelhorn-Museums in Mannheim war, jenes Orts, an dem der Archäologe und Kurator der Ausstellung Wilfried Rosendahl tätig ist, ging dieser nun daran, Nägel mit Köpfen zu machen. Auf Basis der aufgetauchten Sammlung und mit zahlreichen Leihgaben wurde eine kulturhistorisch gut abgehangene Schau zusammengestellt, die mehr oder weniger alle Kulturen und Zeiten und deren Umgang mit unserem Haupt beleuchtet.

Dieser Umgang bietet durch die Bank auch Anlass für Kopfzerbrechen: Seien es nun die religiös verehrten Schädelreliquien von Heiligen, sei es die sogenannte Phrenologie, die obskure Schädellehre des Dr. Franz Joseph Gall, der Anfang des 19. Jahrhunderts von der Kopfform auf Charaktereigenschaften schloss – die Nazis knüpften daran ja später eifrig an –



Reine Kopfsache

Eine Ausstellung in der **Kunsthalle Leoben** steht im Zeichen des Totenschädels. Über den Reiz eines besonderen Gebeins



Schrumpfkopf (li. o.), Erinnerung an eine Jungfrau (re. o.), mexikanischer Schädelkult

oder die künstlichen Schädeldeformierungen aus ästhetischen Gründen; ein Foto der Ausstellung zeigt ein peruanisches Kleinkind aus den Achtzigern, dem eine Holz-Schnur-Applikation den Kopf zusammenpresst.

Erstmals wurde die Ausstellung, sie umfasst rund 300 in Glasvitrinen zur Schau gestellte Exponate, Ende 2011 in Mannheim gezeigt, danach ging sie ins nordrhein-westfälische Herne, über 130.000 Besucher habe sie bislang, wie es heißt, begeistert. Es ist also eine Wanderausstellung, und damit sich die investierte Arbeit auch

lohnt, muss sie eben wandern. Auch ein Grund, warum sie jetzt in Leoben ist. Weiters scheint es, als habe die Zeit dafür noch ein wenig reifen müssen. Zu Recht könnte man sich fragen, warum ein so pikantes Thema nicht bereits Jahre zuvor aufbereitet wurde. Nur weiß man ja, dass in Museumskreisen stets heftig darüber debattiert wird, wie weit man gehen darf, um dem Menschen den Menschen näherzubringen. Reißerischem wie den „Körperwelten“ des Plastinators Gunther von Hagens begegnen ja seriöse Wissenschaftler stets mit einem Nase-rümpfen. Dennoch dürften sich gewis-

se Grenzen doch ein wenig verschoben haben. Nicht zu vergessen, dass es die Jahrzehnte wohl benötigt hat, um die Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs auch nur einigermaßen zu verdauen.

Es gibt auch gute Gründe, um der Schau in Leoben einen Besuch abzustatten. Die zwar kauzigen, aber erschreckenderweise echten Schrumpfköpfe sind einer davon – tatsächlich hat eine Volksgruppe im Süden Ecuadors vor hunderten Jahren ihren Feinden den Kopf abgeschnitten, das Fleisch vom Schädel gelöst und dieses in einer speziellen Prozedur so lange gekocht, bis es auf die Größe einer Orange zusammenschrumpfte. Ein weiterer wäre, um zu sehen, dass der Umgang mit unseren Gebeinen auch ein wenig launiger über die Bühne gehen kann: Wenn die Mexikaner einmal im Jahr zu Allerheiligen und Allerseelen ihren „Día de los Muertos“ feiern, den Tag der Toten, dann decken sie sich mit kleinen, bunten Schädeln aus Zucker und Schokolade ein, die auch verzehrt werden. Nicht zuletzt darf man erfahren, dass man in früheren Zeiten nicht gerne gelebt hätte.

Das hat jetzt nicht unbedingt mit der gar nicht so arg verbreiteten Kopfjagd zu tun, die etwa in Westafrika oder auf Borneo gepflegt wurde, sondern mit der damals sehr gebräuchlichen Schädelreparatur. Vor den Zeiten einer menschenwürdigen Heilkunde wurden Geisteskrankheiten oder auch Kopfschmerzen als übernatürliche Phänomene betrachtet. Damit nun die bösen Geister entweichen konnten, wurde der Schädel trepaniert, also geöffnet. Zu diesem Behufe wurde geschabt, geschnitten oder gebohrt, die Zähne unserer Vorfahren überlebten diese Eingriffe – manche von ihnen sind jahrelang mit einem Loch im Schädel umhergeirrt.

Nur einen Grund, weshalb man sich das illustre Schädelkabinett zu Gemüte führen könnte, kann man schwerlich gelten lassen, selbst wenn ihn Ausstellungsmacher und manche Feuilletonisten nahelegen: um seiner Sterblichkeit gewahr zu werden. Da tut ein Friedhofsgrabstein nämlich bessere Dienste.

„Faszination Schädel – Der Kult um den Kopf“, Kunsthalle Leoben, bis 1.12.